

Gedeihen trotz widriger Umstände !? - Förderung von Resilienz bei armen Kindern und Jugendlichen

Abstract: Dieser Beitrag widmet sich dem Resilienzkonzept. Nach einer langen Periode, in der WissenschaftlerInnen auf die Risikofaktoren des Aufwachsens von Kindern konzentriert waren, ist die aktuelle Diskussion von der Suche nach resilienzfördernden Strategien oder Schutzmechanismen bestimmt, die helfen, die mit den Belastungen des Alltags fertig zu werden und Lernchancen im sozialen Umfeld für arme Kinder und ihre Eltern voranzubringen. Studien zeigen, dass den verschiedenen professionellen und politischen Akteuren eine hohe Verantwortung bei der Entwicklung und Umsetzung von resilienzstärkenden Bedingungen und Netzwerken vor Ort zukommt, und zwar schon in der frühen Kindheit armer Jungen und Mädchen.

Schlüsselwörter: Resilienz, Verwundbarkeit, Mehrdimensionalität von Armut

Abstract: This article gives special attention to the concept of resilience. For a long period scientists were focussed on risk factors of growing up children only. The recent discussion has shifted and is now centered on the search for resilience-promoting strategies or protective mechanisms that help to reduce the burden of adversity and advance opportunities for learning in the social environment of poor children and their parents. Studies show that diverse professional and political actors have a high responsibility for creating resilience-promoting conditions and networks from early childhood of boys and girls with low socio-economic background and putting them into action in the local environment.

Key words: resilience, vulnerability, multi-dimensional poverty

1. Einleitung

Auf den ersten Blick mag der Titel dieses Beitrags als eine Provokation erscheinen. Ist es angesichts von hoher Erwerbslosigkeit, der sich weiter öffnenden Schere zwischen Arm und Reich (Eggen, 2004; ZUMA, 2005) und einer überproportionalen Betroffenheit von Kindern durch Armutslagen in Deutschland überhaupt legitim, mit einem Blickwinkel an die Analyse der Lebenssituation von armen Kindern und Jugendlichen heranzugehen, der nach einem gedeihlichen Aufwachsen trotz benachteiligter Lebensumstände fragt? Wird damit nicht von vornherein auf eine politische Skandalisierung der Armut- und Ungleichheitsproblematik verzichtet, einem Kurieren an Symptomen das Wort geredet? Hat Laucht womöglich recht, wenn er darin kaum mehr sieht als einen „semantischen Trick“? (Laucht, 1999, S. 305)

Wer über eine längere Berufspraxis mit Kindern und Jugendlichen verfügt, die in armen und prekären Lebensverhältnissen aufwachsen, wird immer auch über die Erfahrung verfügen, dass aus sozial benachteiligten Kindern keineswegs zwangsläufig problembehaftete, instabile Erwachsene werden, sondern dass bestimmte Risikofaktoren in ihrer Wirkung durch günstige Bedingungen abgemildert, in einigen Fällen sogar eliminiert werden können. Somit zeigt die

berufsbiographische Alltagserfahrung von Erzieherinnen, Sozialarbeitern oder Quartiersmanagerinnen, dass zwischen Risikofaktoren und faktischem Sozialisationsverlauf bei Kindern und Jugendlichen keineswegs ein deterministischer Zusammenhang besteht. Vielmehr erweist sich immer auch der Kontext als entscheidend, in dem arme Kinder und Jugendliche aufwachsen – also ihr familiäres Umfeld, aber auch Kindergarten und Schule sowie andere Gelegenheitsstrukturen (oder –barrieren) in ihrem Sozialraum. Die zentrale These dieses Beitrags lautet, dass es für die Entwicklung präventiver Konzepte und nachhaltiger praxisbezogener Instrumentarien bedeutsam ist, nicht nur eine Defizitanalyse vorzunehmen, sondern auch die Schutzfaktoren für ein gedeihliches Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu kennen und zu befördern, nicht nur Problemkonstellationen zu beschreiben, sondern gleichermaßen die vorhandenen Ressourcen und potentiell schützenden Systeme zu identifizieren. Die Frage, was arme Kinder und Jugendliche widerstandsfähig macht, läuft gerade nicht auf ein „Sich-Abfinden“ mit den gegebenen Strukturen und Verhältnissen hinaus, sondern provoziert deren politische (Um-)Gestaltung.

2. Was ist Resilienz und wie wird sie erforscht?

Der Begriff Resilienz wird im allgemeinen als psychische Widerstandsfähigkeit von Menschen gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken definiert und umfasst zugleich seine Fähigkeiten, mit Belastungen und Stressoren erfolgreich umzugehen. Ein resilientes Individuum kann bestimmte Risiken und Belastungen zwar nicht beseitigen, es gelingt ihm aber, diese aktiv und selbstwirksam zu bewältigen.

Die Resilienzforschung hat sich seit den 1980er Jahren international zu einer prominenten Forschungsrichtung entwickelt. Sie distanziert sich betont von der zuvor über viele Dekaden gängigen Theorie und Praxis, den Fokus der Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf biologische, psychologische und soziale Risikofaktoren zu richten und diese stets im Zusammenhang mit den Lebensgeschichten von Individuen zu analysieren, die unter anhaltenden Verhaltensdefiziten oder schweren affektiven Störungen leiden. Emmy E. Werner (2006, S. 28) betont zurecht, dass dieser rückwärts gewandte Ansatz den Eindruck vermittelt hat, als ob sich ein Kind zwangsläufig schlecht entwickelt, wenn es traumatischen Erlebnissen, der psychischen Erkrankung eines Elternteils, elterlichem Alkoholismus oder chronischem Unfriede in der Herkunftsfamilie ausgesetzt war. Stattdessen untersucht die Resilienzforschung nicht nur das Leben der „Opfer“ der gegebenen Verhältnisse, sondern richtet ihr Erkenntnisinteresse gleichermaßen auf das Leben derjenigen Personen, die belastende Lebenslagen gut überstanden haben. In aufwendigen Längsschnittanalysen, in

denen Individuen von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter kontinuierlich untersucht wurden, wurde der Nachweis erbracht, dass sich eine durchaus beachtliche Anzahl der Kinder, die erheblichen Stressoren und Risiken ausgesetzt waren, bis zum Erwachsenenalter zu stabilen und zufriedenen Persönlichkeiten entwickelt haben. Damit eröffnet das Resilienzparadigma neue Perspektiven: Es wird nach den Schutzfaktoren gefragt, die erklären, warum die Entwicklung einer relativ großen Anzahl von Kindern nachweislich positiv, stabil oder doch zumindest unauffällig verläuft, obwohl sie unter schwierigen Bedingungen aufwachsen. Was macht Kinder widerstandsfähig? Wie gelingt es ihnen, Stress- und Problemsituationen aktiv zu bewältigen? Wie hängen Schutz- und Risikofaktoren zusammen?

Zu den anerkannten Pionierinnen der Resilienzforschung gehören Emmy E. Werner und Ruth Smith. Sie haben in einer bahnbrechenden Längsschnittstudie auf der hawaiischen Insel Kauai insgesamt 698 Kinder, die alle im Jahre 1955 geboren wurden und verschiedenen Ethnien angehören, im Hinblick darauf untersucht, wie sich unterschiedliche biologische und psychosoziale Risikofaktoren, belastende Lebensereignisse und Schutzfaktoren auf die Untersuchungspersonen bis in ihr Erwachsenenalter ausgewirkt haben (Werner & Smith, 1992). Sie entdeckten, dass sich eine beachtliche Zahl der Mädchen und Jungen trotz erheblicher Belastungen und widrigster Lebensumstände zu gesunden, kompetenten und fürsorglichen Erwachsenen entwickelten. Das Faszinierende dieser Studie besteht bis heute darin, dass es erstmals gelang, eine Vielzahl von Faktoren und Merkmalen zu identifizieren, die diese positive Entwicklung ausgelöst oder mitbedingt hatten, so dass die Verwundbarkeit der Untersuchungspersonen nachweislich eingedämmt werden konnte. Die Ergebnisse dieser Längsschnittstudie, die inzwischen auch durch weitere Analysen bestätigt worden sind, zeigen, dass protektive Faktoren sowohl beim Individuum selbst als auch in seiner Umwelt liegen, vor allem aber im Zusammenspiel zwischen Person und Umwelt zu suchen und zu finden sind. Sie lenkten ihre Aufmerksamkeit von den schon hinlänglich erforschten Risikofaktoren hin zu den Schutzfaktoren und legten dadurch den Grundstein für ein schlüssiges Gesamtkonzept von Risiko- und Schutzfaktoren und dem Transaktionsprozess zwischen Person und Umwelt. Werner und Smith entdeckten drei Bündel von Schutzfaktoren, die resiliente Jungen und Mädchen, die ihre belastenden Lebensumstände gut überwunden hatten, von ihren stark gefährdeten, verwundbaren Altersgenossen und Altersgenossinnen unterscheiden.

2.1 Schutzfaktoren des Individuums: Schon in der Kindheit zeigten resiliente Kinder Persönlichkeitseigenschaften und ein Naturell, die bei den betreuenden Bezugspersonen positive Reaktionen hervorriefen. Mütter beschrieben diese Kinder als tendenziell aktiv, anschmiegsam, freundlich und „pflegeleicht“. Auch von unabhängigen Beobachtern waren sie im Alter von zwei Jahren als angenehm, fröhlich, aufgeschlossen und gesellig beschrieben worden. Sie waren in ihrer sprachlichen und motorischen Entwicklung weiter als die Vergleichsgruppe der gefährdeten, nicht resilienten Kinder. Im Alter von zehn Jahren erreichten sie bessere Testergebnisse bei der Lösung von alltagspraktischen Problemen. Außerdem hatten sie die Gabe, auf sich stolz sein zu können, sich bei Bedarf Hilfe zu holen und anderen bei Bedarf zu helfen. Im fortgeschrittenen Jugendalter waren ihre schulischen und beruflichen Pläne realistischer und ihre Erwartungen an ihr künftiges Leben höher als die ihrer Altersgenossen und Altersgenossinnen, die mit den belastenden Problemen nicht fertig geworden sind.

2.2 Schutzfaktoren der Familie: Die in die Längsschnittstudie einbezogenen Kinder, die mit ihren widrigen Lebensumständen fertig wurden, hatten schon früh die Gelegenheit, eine enge Bindung zu mindestens einer kompetenten, emotional stabilen Person zu entwickeln, die auf kindliche Bedürfnisse sensibel einging. Ein Großteil dieser Zuwendung kam von Personen aus dem engeren Umfeld wie zum Beispiel der Großmutter, älteren Geschwistern, Tanten und Onkeln. Resiliente Kinder erwiesen sich als besonders geschickt darin, sich solche „Ersatzeltern“ zu suchen. Resiliente Jungen kamen häufig aus Familien, die Strukturen und Regeln aufwiesen, wo eine männliche Person als Identifikationsmodell existiert hat und in denen sie ermuntert wurden, ihre Gefühle zu zeigen. Resiliente Mädchen kamen meistens aus Familien, in denen ihre Unabhängigkeit unterstützt wurde und wo weibliche verlässliche Bezugspersonen Unterstützung und Zuwendung gaben.

2.3 Schutzfaktoren im Umfeld: Resiliente Jugendliche konnten sich im allgemeinen auf Ältere und Gleichaltrige im Umfeld verlassen, wenn sie emotionale Unterstützung oder Rat benötigten. Oft waren der Lieblingslehrer, die Lieblingslehrerin, Jugendleiter, die Eltern eines Freundes oder einer Freundin, der Pfarrer oder Mitglieder einer kirchlichen Gruppe in der Rolle einer positiven und verfügbaren Identifikationsfigur.

In den Folgestudien konnte belegt werden, dass sich die meisten der „schwierigen“ Jugendlichen bis zum Erreichen des mittleren Erwachsenenalters von 32 bis 40 Jahren erholt hatten. Sie befanden sich in stabilen Ehen und Anstellungen und gaben an, mit ihrer Partnerschaft, ihren Kindern und ihrem Leben zufrieden zu sein. Dabei waren bestimmte Wendepunkte für positive Veränderungen ausschlaggebend: eine kontinuierliche oder nachholende Ausbildung, berufliche Fertigkeiten, die Männer beim Militärdienst erlangt hatten, eine stabile Partnerschaft, die Genesung von einer lebensbedrohlichen Krankheit oder auch die Hinwendung zu einer Kirchengemeinde. Es zeigte sich, „dass die *Eröffnung von Chancen* in der dritten und vierten Lebensdekade bei den meisten Personen, die im Jugendalter psychische Probleme gehabt hatten, zu dauerhaften positiven Veränderungen führte“. (Werner 2006, S. 33).

3. Haushaltswissenschaftlich-ganzheitliche Armutsstudien und was daraus für die Resilienzförderung von Kindern und Jugendlichen folgt

Die Notwendigkeit einer umfassenden Resilienzförderung von Kindern und Jugendlichen bei gleichzeitiger Stärkung der elterlichen Versorgungs-, Erziehungs- und Beziehungskompetenzen wird auch durch Ergebnisse eines unter meiner Leitung stehenden qualitativen Forschungsprojekts zur Armutsprävention gestützt. Das Projekt hat den Titel: „Armutsprävention und Milderung defizitärer Lebenslagen durch Stärkung von Haushaltsführungskompetenzen“ und wurde zwischen 1999 und 2003 durchgeführt.

Ziel des anwendungsbezogenen Forschungsprojekts war es zum einen, auf der Grundlage eines haushaltswissenschaftlichen Konzepts den Lebensalltag von armen Haushalten umfassend und differenziert am Universitätsstandort Gießen zu untersuchen. Zum anderen ging es darum, den „Wissenstransfer“ der gewonnenen und typisierten Ergebnisse in die Praxis der Bildungs-, Beratungs- und Betreuungsarbeit „vor Ort“ zu organisieren und auf Dauer zu stellen. Diese Zielstellung wurde zugleich mit der Intention verknüpft, Initiativen zur Armutsprävention und Armutsbekämpfung auch an anderen Standorten zu unterstützen, zu multiplizieren und auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen.

Aus dieser „mehrdimensionalen“ Zielstellung heraus wurde von Beginn an auf eine gute Öffentlichkeitsarbeit, auf eine lebendige Kommunikation und die Einbeziehung von relevanten kommunalen Akteuren fokussiert, in deren Verantwortungsbereich die Gestaltung örtlicher Arbeits- und Lebensbedingungen von Haushalten in armen und prekären Lebenslagen fällt. Aus diesem Grund wurden zunächst leitfadensorientierte Interviews mit

ausgewählten Experten und Expertinnen wie Sozialplanern, Sozialarbeitern, Frauenbeauftragten, Kindergärtnerinnen, Schuldnerberatern, Familienbildnerinnen, Pfarrern, Jugend- und Sozialamtsleitern geführt. Diese Vorgehensweise erwies sich als ausgesprochen produktiv: Wir konnten für dieses Vorhaben Verständnis und Kooperationsbereitschaft von Anfang an erreichen, die Expertise der genannten Professionellen im alltäglichen Umgang mit unserer Zielgruppe der Haushalte in armen und prekären Lebenslagen nutzen und auf diesem Wege außerdem den Zugang zu diesen Zielgruppen leichter erschließen. Es folgten danach 22 Einzelfallstudien von ausgewählten Familienhaushalten, die mit der Methode der mikrosozialökonomisch, ressourcen- und lebenslagenorientiert verfahrenen Haushaltsanalyse durchgeführt worden sind. Gegenstand waren: a) die haushaltsinternen Ressourcen einschließlich Bildung und Gesundheit, Konsumtivsachvermögen und Nutzungsrechte, das finanzielle Vermögen und bestehende Verbindlichkeiten, b) haushaltsexterne Ressourcen wie private Netzwerke, Infrastruktur am Wohnstandort, c) verwirklichte Ziele/Ansprüche und genutzte Handlungsspielräume wie der Umgang mit Geld als Ausdruck der Nutzung finanzieller Ressourcen und der Umgang mit Zeit als Ausdruck des Umgangs mit zeitlichen Ressourcen und schließlich d) die Geschichte des Haushalts und seine Zukunftswünsche.

Es wurden ausführliche leitfadengestützte Interviews mit Familienhaushalten geführt, deren komplexer Lebens- und Haushaltsführung entlang von 12 Indikatoren für Armut bzw. prekäre Lebenslagen beurteilt und typisiert wurde¹:

Überwiegend handelte es sich um alleinerziehende Mütter im Alter zwischen 25 und 54 Jahren mit ihren minderjährigen Kindern, aber auch um Paare mit Kindern. Das Projekt war betont gendersensibel angelegt, in dem es die Arbeit des Alltags, also Hausarbeit, Fürsorge- und Familienarbeit zum Thema gemacht hat, die in der öffentlichen Wahrnehmung in Deutschland immer noch weitgehend unbeachtet bleibt und als selbstverständlich vorausgesetzt wird.

Aufgrund der theoriegeleiteten Analyse des Familienalltags war es nicht nur möglich, den untersuchten Haushalten konkrete Handlungsalternativen aufzuzeigen, um ihre Lebenssituation zu verbessern. Vielmehr konnte aus dem differenzierten Datenmaterial idealtypisch eine Armutstypologie generiert werden, die im Prinzip für die gesamte Population der Haushalte in armen und prekären Lebenslagen in Deutschland charakteristisch

¹ Es handelt sich um die Indikatoren: Äquivalenzeinkommen, Anteil Erwerbseinkommen, Mietbelastung, Wohnungsgröße, zeitliche Situation, Bildung, Gesundheit, psychosoziale Situation, institutionelles Netzwerk, familiales Netzwerk, sonstiges Netzwerk (Freunde, Bekannte, Nachbarn) sowie Alltagskompetenzen.

ist und demnach auch eine hohe Anwendungsrelevanz für Kommunen unterschiedlicher Gemeindegröße besitzt.

Im Ergebnis der vergleichenden Analyse von 12 Lebenslagenindikatoren ergab sich eine haushaltsbezogene Armutstypologie, der alle untersuchten Haushalte analytisch eindeutig zugeordnet werden konnten. Das steht nicht im Widerspruch zu der Tatsache, dass sich bestimmte Charakteristika eines Typs durchaus auch bei einem anderen finden lassen und umgekehrt:

3.1 Die verwalteten Armen (Typ1)

Dieser Armutstyp ist durch das soziale Phänomen einer generationsübergreifenden Armut charakterisiert. Seine RepräsentantInnen verfügen über vielfältige und langjährige Erfahrungen und Routinen im Umgang mit Armut, aber auch mit den Behörden und Institutionen, die - verwaltungstechnisch gesehen - für diverse Probleme von verstetigter Armut zuständig sind. Umgekehrt sind diese Haushalte in den entsprechenden Einrichtungen seit langem bekannt.

Ohne institutionelle Netzwerke gelingt die Alltagsbewältigung kaum noch. Typisch sind regelmäßige Kontakte zum Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD) oder zu VertreterInnen der sozialpädagogischen bzw. haushaltsbezogenen Familienhilfe, um die Eltern-Kind-Beziehungen zu stabilisieren oder die Grundversorgung des Haushalts zu gewährleisten.

Charakteristisch sind vergleichsweise niedrige Alltagskompetenzen und eine eher geringe Erwerbsorientierung. Man trifft auf das Phänomen „entglittener“ Zeitstrukturen; es bereitet oftmals schon Mühe, zwei bis drei Termine pro Woche zu koordinieren.

Als Eltern sind die Erwachsenen weder mental noch alltagspraktisch in der Lage, ihren Kindern Daseinskompetenzen wie Bindungs- und Konfliktfähigkeit, Durchhaltevermögen, emotionale Stabilität oder haushälterische Grundkompetenzen zu vermitteln. Selbst bei gutem Willen besteht eine ausgeprägte Hilflosigkeit, den Kindern zu einem Schulerfolg zu verhelfen, was angesichts der problematischen elterlichen „Schul- und Ausbildungskarrieren“ kaum überraschen kann.

3.1.1 Unterstützungsbedarfe für Kinder, die in diesem Haushaltstyp aufwachsen:

Erste Priorität in der Arbeit mit diesen Familienhaushalten hat die Gewährleistung von Wohl und Gesundheit der Kinder. Es geht dabei in einigen Fällen schlicht und einfach um lebensrettende Maßnahmen. Vernachlässigung, mitunter auch körperliche und sexuelle Gewalt führen dazu, dass Kinder vorübergehend oder auf Dauer aus der Familie heraus genommen und in Pflegefamilien oder in Heimen untergebracht werden. Interventionen dieser Art oder die Kombination aus Fremdunterbringung und ambulanten Maßnahmen der Jugendhilfe müssen aufeinander abgestimmt werden. Jugendhilfe hat für diese Form der Krisenintervention vielfältige Maßnahmen entwickelt, die in der Regel auch zum Einsatz kommen. Demgegenüber besteht ein großer, bisher keineswegs gedeckter Handlungsbedarf im Bereich der systematischen Armutsprävention, um diese Kinder vor dauerhaften und massiven Benachteiligungen in den Bereichen Wohnen, Bildung und Gesundheit zu schützen, ihre Resilienz zu stärken und den Teufelskreis der intergenerationellen Weitergabe von Armut zu durchbrechen. Hier sind armutspräventive Maßnahmen einer sensiblen Kinder- und Jugendarbeit von der gezielten Frühförderung über eine verlässliche Begleitung und Unterstützung dieser Kinder in der Schulzeit bis hin zu einem gelingenden Ausbildungsabschluss von Nöten.

3.2 Die erschöpften EinzelkämpferInnen (Typ 2)

Typ 2 umfasst sowohl alleinerziehende Eltern als auch Paare mit Kindern. Er zeichnet sich durch eine überproportionale Arbeitsbelastung im Familien- und Berufsalltag aus, ohne jedoch in Berufen wie Bürokauffrau oder Verwaltungsangestellter im einfachen öffentlichen Dienst ein Einkommen oberhalb des sozio-kulturellen Existenzminimums zu erreichen („Working poor“). Neben einer hohen Arbeitsbeanspruchung führen Krankheiten und deren Folgen, oft verbunden mit der Erfahrung, auch von offizieller Seite „damit allein gelassen“ zu werden, zu chronischen Erschöpfungszuständen.

Es handelt sich um Haushalte, die den Alltag für sich und ihre Kinder mit den vergleichsweise niedrigsten Äquivalenzeinkommen bewältigen müssen.

Armutslagen treten in der Regel als Folge eines „kritischen“ Lebensereignisses wie Trennung bzw. Scheidung auf, aber auch als Folge der Geburt eines (weiteren) Kindes. Der Umgang mit Armut ist selten als generationsübergreifendes Erfahrung vorhanden, ebenso wenig der Umgang mit den zuständigen Ämtern und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe.

3.2.1 Unterstützungsbedarfe für Kinder, die in diesem Haushaltstyp aufwachsen:

Auffällig ist das Defizit an institutionellen Hilfen, die auf die Bedarflagen der „erschöpften EinzelkämpferInnen“ und ihrer Kinder abgestimmt sind: Entweder erhalten diese Kinder keinerlei Unterstützung, weil sie keine auffälligen Probleme im Sinne des KJHG zeigen, oder den verantwortungsvollen Müttern werden völlig unangemessene Angebote („Fremdunterbringung der Kinder“) unterbreitet, wie sie für die „verwalteten Armen“ möglicherweise angezeigt wären. Ihre Kinder bleiben eher unauffällig, so dass sie von durchaus notwendigen materiellen Hilfen und/oder Angeboten zur Entfaltung ihrer Talente und Fähigkeiten im Sinne von Chancen- und Bildungsgerechtigkeit nicht profitieren. Was weitgehend fehlt, sind Resilienzstärkende Settings für Kinder und deren Mütter, die eine Alltagsbewältigung unterstützen.

Familiale Netzwerke erweisen sich bei diesem Armutstyp häufig weniger als Ressource denn als zusätzliche Verpflichtung, etwa, wenn die allein Erziehenden neben ihren eigenen Kindern noch ihre Mütter mit versorgen, die an beginnender Demenz oder an psychischen Problemen leiden. Damit geraten die Mütter unter hohen Zeitdruck und Stress, was sich auf die Mutter-Kind-Beziehung teilweise belastend auswirkt.

Wenn die RepräsentantInnen diesen Typs infolge eigener Erwerbstätigkeit ergänzende Sozialhilfe oder andere Sozialleistungen wie Befreiung von Rundfunkgebühren oder Wohngeld beantragen, ist ein deutlich höherer Verwaltungsaufwand erforderlich als in Haushalten, die überwiegend von Sozialhilfe leben. Jede noch so geringfügige Einkommensänderung muss bei allen Geld gebenden Stellen angezeigt werden. Auch dadurch verstärkt sich der Zeitdruck und die Motivation, erwerbstätig zu bleiben, wird nicht unterstützt, sondern konterkariert.

Mütter (und Väter) diesen Typs benötigen gezielte Resilienzstärkende Hilfeeinrichtungen, um ihre Ausbildung beenden oder ihre Erwerbstätigkeit fortsetzen zu können; dazu gehören nicht zuletzt verlässliche, qualitativ hochwertige und bezahlbare Angebote zur Betreuung, Bildung und Erziehung ihrer Kinder, aber auch eine sensible Begleitung und professionelle Unterstützung der Kinder selbst, etwa bei Entwicklungsverzögerungen und bei auftretenden psychischen Problemen. Auch bei diesem Typ wäre ein koordiniertes Vorgehen zwischen verschiedenen Hilfesystemen dringend geboten. Andernfalls besteht die Gefahr, dass die überforderten und gesundheitlich erschöpften Bezugspersonen ihren Kindern nicht mehr gerecht werden können und schlimmstenfalls sogar als Erziehungsberechtigte infolge von Krankheit ausfallen.

3.3 Die ambivalenten JongleurInnen (Typ 3)

Bei den RepräsentantInnen diesen Typs handelt es sich um Menschen, die zwar familienbiographisch zumindest durch sequentielle Erfahrungen mit Armut geprägt sind, die aber objektiv betrachtet, durchaus Handlungsoptionen besaßen, ihre Lebenssituation entweder zu verbessern oder zu ihrem Nachteil zu verändern.

Psychologisch begründbare ambivalente Persönlichkeitsstrukturen münden in Verhaltensweisen, die üblicherweise als unvernünftig bezeichnet werden. Es werden hohe Kredite aufgenommen, ohne in hinreichendem Maße die damit verbundenen finanziellen Verpflichtungen zu bedenken, die das für die Zukunft nach sich zieht. Es dominieren Verhaltensmuster, diese Konsequenzen zu verdrängen oder man setzt auf das Prinzip „Hoffnung“, dass sich schon alles zum Guten wenden werde. Auffällig ist des Weiteren, dass trotz einer bestehenden Überschuldung des Haushalts keine Hilfe bei der Schuldnerberatung gesucht wird, obwohl die Überschuldungssituation teilweise bereits hoffnungslos unübersichtlich und psychisch durchaus als belastend empfunden wird.

Es werden vergleichsweise teure Wohnungen angemietet, die allerdings voraussetzen, dass der befristete Arbeitsplatz in einen unbefristeten verlängert wird oder dass sich eine andere Erwerbsmöglichkeit eröffnet, was jedoch mit einem erheblichen Risiko behaftet ist. Ausbildungen werden kurz vor dem Berufsabschluss abgebrochen, ohne sich zu vergegenwärtigen, dass sich damit die Bedingungen auf einen Einstieg in das Erwerbsleben massiv verschlechtern.

3.3.1 Unterstützungsbedarfe für Kinder, die in diesem Haushaltstyp aufwachsen:

Beratungsprozesse mit den Müttern und Vätern diesen Typs müssen darauf ausgerichtet sein, gemeinsam mit den Betroffenen solche Beratungsziele zu entwickeln, die von ihnen mitgetragen und mitverantwortet werden. Hilfeplanung schließt dabei die Berücksichtigung von psychologischen Ressourcen und Grenzen der Ratsuchenden gleichermaßen ein. Kinder, die unter diesen Herkunftsbedingungen aufwachsen, erleben Erwachsene, die oft ein hohes Anspruchsniveau haben, häufig aber nicht mit Geld umgehen können. Problemverdrängung ist eine hier häufig anzutreffende, aber kaum erfolgreiche Alltagsbewältigungsstrategie.

Auch bei den Kindern bestehen häufig ausgeprägte Konsumwünsche, aber auch vielfältige Probleme und Sorgen, denn das Spannungsverhältnis zwischen Anspruch und Realität im Elternhaus, eine häufig gegebene oder drohende Überschuldung belastet auch die Kinder. Das kann sich in mangelnder Konzentrationsfähigkeit, Schulschwänzen, Aggressivität etc. äußern. Auch hier ist ein ebenso spezifisches wie koordiniertes Angebot an Hilfen und resilienzfördernder Unterstützung gefragt, das die häusliche Situation entsprechend berücksichtigt.

Das hohe Ausmaß von Überschuldungen, wie es bei Typ 3 vergleichsweise häufig anzutreffen ist, wäre ohne entsprechende Kreditvergabepraktiken seitens einschlägiger Finanzdienstleistungsunternehmen nicht möglich. Im Sinne einer vorausschauenden Schadensbegrenzung muss hier dringend über rechtzeitig einsetzende Barrieren nachgedacht werden.

3.4 Die vernetzten Aktiven (Typ 4)

Das hervorstechende Charakteristikum der vernetzten Aktiven besteht in ihrem Eingebundensein in ein unterstützendes familiales Netzwerk und/oder in ihrer Fähigkeit, institutionelle Hilfen selbstbewusst und aktiv in ihren Alltag zu integrieren.

Darunter befinden sich allein erziehende Mütter, die studieren oder ein Studium absolviert haben. Obwohl sie, insbesondere durch das Verhalten der Kindesväter schwere persönliche Enttäuschungen verkraften mussten, zeigen sie als Sozialhilfe beziehende Mütter ein gewisses Selbstbewusstsein und sind in der Lage, ihre Situation nicht als individuelles Versagen zu

deuten, sondern mit einem gewissen Selbstbewusstsein den Alltag mit ihren Kindern bestmöglich zu gestalten. Sie nehmen die Sozialhilfe als ein ihnen zustehendes Grundrecht in Anspruch und loten die Möglichkeiten, die das Bundessozialhilfegesetz zur Verbesserung ihrer Lebenssituation bietet, kenntnisreich aus.

Über die gängigen Hilfen der Sozial- und Jugendhilfe hinaus mobilisieren sie, wenn es erforderlich wird, auch andere kommunale AkteurInnen, darunter Frauenbeauftragte oder KommunalpolitikerInnen, wenn sie auf den einschlägigen Verwaltungswegen scheitern.

Unterstützung durch die familialen Netzwerke erfolgt in Form von direkten monetären Transfers (zum Beispiel monatliche Geldzahlungen durch die Eltern) oder durch indirekte Unterstützungsleistungen (zum Beispiel durch die Mitbenutzung eines Pkw, ohne für mehr als die Benzinkosten aufkommen zu müssen). Darüber hinaus übernehmen die Großeltern teilweise verlässlich und regelmäßig die Betreuung der Kinder oder helfen tatkräftig bei der Wohnungsrenovierung.

Diese familialen Netze sind im Grunde kaum zu ersetzen. Der Alltag der RepräsentantInnen des Typs 4 ist zwar ebenso wie die der verwalteten Armen, der erschöpften EinzelkämpferInnen und der ambivalenten JongleurInnen durch eine Vielzahl von Problemen gekennzeichnet, die sie aber aufgrund der ermutigenden und verlässlichen Unterstützung durch familiale Bezugspersonen sowie über die Mobilisierung von institutionellen Hilfen vergleichsweise gut bewältigen. Hinzu kommt, dass es sich um resiliente Persönlichkeiten mit Selbstbewusstsein und einem hohen Energiepotenzial handelt, die vielfältige Daseins- und Alltagskompetenzen besitzen und überdies häufig das Glück hatten, selbst in einem unterstützenden und gedeihlichen Umfeld aufgewachsen zu sein.

Gleichwohl bleibt festzustellen, dass die monetären Spielräume in diesen Familienhaushalten überwiegend so eng bemessen sind, dass der Ausfall einer einzigen familialen Netzwerkperson – etwa durch Krankheit oder Tod – das bestehende Arrangement der Alltagsbewältigung in prekärer Lebenslage sofort bedrohlich gefährdet

3.4.1 Unterstützungsbedarfe für Kinder, die in diesem Haushaltstyp aufwachsen:

Kindbezogene Hilfen für Typ 4 können sich dezidiert auf die facettenreichen Kompetenzen der Erwachsenen beziehen und ihre vielfältigen Ressourcen einbinden. Weil die Kinder aus diesen Herkunftsfamilien unter sehr bescheidenen materiellen Verhältnissen aufwachsen, sind auch hier gezielte Angebote zu ihrer Förderung und Bildung ein notwendiger Beitrag zu Herstellung von Chancen- und Bildungsgerechtigkeit (etwa eine Beitragsermäßigung oder –befreiung, um an einem Ausflug der Kita teilnehmen zu können oder Zugang zur Musikschule zu erhalten). Generell benötigen gerade auch Mütter und Väter diesen Typs gezielte Unterstützungsarrangements, vor allem verlässliche und qualitativ hochwertige Angebote zur Kinderbetreuung für alle Altersgruppen, um einer Erwerbstätigkeit nachgehen zu können oder um ihre Ausbildung fortzusetzen und erfolgreich zu beenden.

Die Untersuchungsergebnisse veranschaulichen, dass es nicht „die“ Haushalte in armen und prekären Lebenslagen gibt, sondern typische, aber sehr unterschiedliche Konstellationen von Armut und prekärem Wohlstand mit einem je spezifischen Hilfe- und Beratungsbedarf, der in den herkömmlichen Hilfesystemen bisher keineswegs hinreichend befriedigt wird und schon gar nicht unter Einbeziehung der Ressourcen dieser Haushalte. Diese Praxis konterkariert den Grundsatz der Sozialen Arbeit von der „Hilfe zur Selbsthilfe“ oder den viel zitierten Leitsatz vom aktivierenden Sozialstaat. Damit wird auch die Entwicklung und Stärkung von Bewältigungskompetenzen bei Kindern und ihren Eltern eher behindert als gefördert.

4. Differenzierte und vernetzte Hilfen zur Armutsprävention als grundlegender Beitrag zur Resilienzförderung bei benachteiligten Kindern

Kinder, die unter Bedingungen von Armut oder prekärem Wohlstand aufwachsen, brauchen vielfältige Förder- und Bildungsangebote und verlässliche Bezugspersonen, auch jenseits ihrer Herkunftsfamilie. Sie benötigen Bildungsinstitutionen, die sie viel früher als bisher individuell und ganzheitlich fördern sowie Unterschiede beim Erwerb von Bildung abbauen. In solchen Maßnahmen stecken erhebliche Potentiale zur Stärkung von Resilienz bei Kindern und Jugendlichen. Dazu gehören neben dem Ausbau von qualifizierter Betreuung für Kleinstkinder und ihrer Frühförderung die Verbesserung der Bildungschancen in Kindergarten und Schule. Ein deutlich höherer Stellenwert muss vor allem die verstärkte individuelle Förderung und Begleitung in Primar- und Sekundarstufe erhalten. Gleichermäßen wichtig ist es, auf eine viel zu frühe Selektion in verschiedene Schulformen und auf das Wiederholen von Klassenstufen zu verzichten.

Eine resilienzfördernde Bildungs- und Kommunalpolitik setzt auf eine frühe Förderung aller Kinder, eine kostenlose verpflichtende Vorschule von hoher Qualität und mit zumindest fachhochschulqualifizierten ErzieherInnen, welche die Lernfähigkeit der Kinder mit stimmigen und überprüften pädagogischen Konzepten unterstützen. Hier liegt einer der Schlüssel für die wirksame Förderung von Kindern aus benachteiligten Herkunftsverhältnissen, vorausgesetzt, Eltern und Kinder werden durch diverse Angebote der aufsuchenden und anleitende Familienhilfe und -beratung bereits nach der Geburt von Kindern unterstützt und durch passgenaue Angebote entlastet. Das Grundschulsystem und die Sekundarstufen sollten zusätzlich auf ein ganztägiges Modell der Gemeinschaftsschulen umgestellt werden, in dem die Kinder wie in den meisten europäischen Ländern mit guten Bildungsergebnissen nach ihren individuellen Begabungen gefördert werden. Es geht es um Schulstrukturen, die differenzierte Angebote mit vielen Wahlmöglichkeiten, kleine Klassen und einheitlich hohe Bildungsstandards für alle Begabungsstufen offerieren. Zwecks Ausbildung von sozialer Kompetenz ist schließlich ein intelligenter Umgang mit kultureller Differenz gefragt, anstatt die Abschottung unterschiedlicher Milieus und Lebenslagen weiter zu forcieren und bereits am Ende der Grundschulzeit zu besiegeln.

Bereits in den 1970er Jahren gab es in der fachpolitischen Diskussion eine wissenschaftlich-konzeptionell begründete Präferenz für Ansätze der psychosozialen Prävention bei Kindern. Beratung und Hilfe sollte in einer entsprechenden Infrastruktur professionell sicher gestellt werden. Auf diese Weise war intendiert, Krisen und Konflikte im Vorfeld einer

Problemeskalation zu bearbeiten, so dass die Trennung von Kind und Eltern bzw. von seinem sozialen Umfeld vermieden werden konnte. In der Konsequenz kam es zum Ausbau von Frühförderzentren und gemeinwesenorientierten Beratungsstellen, die konzeptionell neueste Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und Pädagogik aufnahmen und dezidiert den Zielen von Prävention und Kooperation folgten.

Kontrastiert man den fachpolitisch hohen Stellenwert von präventiven Arbeitsformen mit der heutigen Situation, so fällt eine erhebliche Diskrepanz zwischen Anspruch und sozialer Beratungs- und Hilfepraxis auf. Zwar gehören präventive Ansätze nach wie vor in das Repertoire sozialpsychologischer Dienste als Option. Ihr faktischer Bedeutungsgehalt ist jedoch gegenüber kurativ- interventionistischen Arbeitsformen marginal. Diese Randständigkeit von Prävention steht vor dem Hintergrund des tiefgreifenden Strukturwandels von Kindheit und Familie in einem auffälligen Gegensatz zu den Bedarfslagen; etwa in den Kindertagesstätten. Zahlreiche Umfragen unter Erzieherinnen haben gezeigt, dass die Belastung des Kita-Alltags durch verhaltensauffällige Kinder inzwischen von den Befragten als das größte Problem in ihrem Berufsleben beklagt wird. Der Bedarf an praktischer und präventiver Unterstützung ist in den Kitas offensichtlich so groß, dass Erzieherinnen vielfach das Gefühl haben, weder ihrem pädagogischen Basisauftrag noch den betroffenen Kindern gerecht werden können. Diese Diskrepanz verstärkt sich im Grundschulalter der Kinder und läuft in der chronisch unterfinanzierten und bildungspolitisch vernachlässigten Schulform der Hauptschule offensichtlich immer öfter aus dem Ruder, wie unter anderem die jüngsten Ereignisse an der Rütli-Schule in Berlin zeigen.

Folglich braucht es eine präventiv angelegte und sozialräumlich orientierte Kooperation zwischen sozialpädagogischen, sozialpsychologischen, aber auch familienbezogenen gesundheitlichen und hauswirtschaftlichen Diensten, um Kinder und ihre Eltern so früh wie möglich zu erreichen und beim Aufwachsen zu begleiten. Es geht dabei weniger um die Etablierung neuer Dienste und Hilfsangebote als vielmehr um ihre verstärkte passgenaue Ausrichtung an den veränderten Lebens- und Problemlagen von Kindern und ihrem häuslichen Umfeld sowie um eine strukturell bessere Vernetzung und Abstimmung der bestehenden Infrastrukturen vor Ort. Die Möglichkeiten für kooperative und interdisziplinäre Ansätze im Sozialraum werden bislang allerdings nur unzureichend erschlossen. Es überwiegt ein Herangehen, bei dem Kita, Schule, Familienbildung und Jugendhilfe ihre je „eigene“ Perspektive von (Armut)prävention oder Bildungsgerechtigkeit entwickeln.

Wie groß der Handlungsbedarf in dieser Hinsicht ist, verdeutlichen die drei nachfolgenden Beispiele:

1. Die Kooperation zwischen Erziehungsberatungsstelle und Kindertageseinrichtungen war bisher auf den Einzelfall fixiert. „...ErzieherInnen versuchen, selbst mit auffälligen Kindern fertig zu werden und Eltern mit Problemen zu beraten...(und) fühlen sich durch die vielen auffälligen Kinder überfordert und überlastet...Die MitarbeiterInnen der psychosozialen Dienste warten in ihren Sprechzimmern auf Klienten und werden meist mit „schweren“ Fällen konfrontiert. So arbeiten zwei „stark voneinander abgegrenzte Systeme“ defensiv nebeneinander her und tun sich schwer mit ihrem Auftrag, effektiv und rechtzeitig auf Behinderungen, Entwicklungserzögerungen und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern zu reagieren (Pellander et al. 2003, S.37).
2. Trotz der Verpflichtungen zu Schuleingangs- und Reihenuntersuchungen wird etwa ein Drittel der Kinder nach der dritten Vorsorgeuntersuchung keinem Arzt mehr vorgestellt, so dass sich unter Umständen unerkannt bestimmte Behinderungen entwickeln können, welche die Bildungs- und Lebenschancen dieser Kinder dauerhaft beeinträchtigen. Hier fehlt es an Konsequenzen, die sich in einer dringend notwendigen Kooperation zwischen niedergelassenen Ärzten, Kinderkrippe, Beratungsstelle und Gesundheitsamt etc. niederschlagen müsste (VfK 2005, S. 286).
3. Bei einer Untersuchung von Kindern in Berlin-Spandau, die sich in einer Förderungsmaßnahme befanden, wurde festgestellt, dass viele lernbehindert oder gar geistig behindert waren und folglich durch die gut gemeinte Fördermaßnahme gestresst und überfordert wurden. Hier stellt sich die Frage nach einer angemessenen Problemdiagnose und der dafür erforderlichen Kooperation zwischen medizinischen und sozialpsychologischen Diensten (Fegert 2005, S. 210).

Auch die seit 1997 vom Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik längsschnittlich erforschten Lebenslage und Zukunftschancen von (armen) Kindern bestätigen eindrucksvoll, dass sich Armut von frühester Kindheit an zeigt und in langfristigen Wirkungen manifestiert.

Arme Kinder sind nachweislich beeinträchtigt, was ihre materielle Situation, ihre soziale Integration und ihre Bildungschancen betrifft. Diese ebenfalls durch PISA und jüngst in PISA-E belegte Erkenntnis zeigt sich keineswegs erst bei den Fünfzehnjährigen, sondern bereits bei den sechsjährigen Kindern. Im Zeitverlauf betrachtet, ist diese Entwicklung das Resultat eines Sozialisationsprozesses, der schon in der Kita-Zeit – so die Langzeitstudie – erkennbar wird und sich in der Grundschulzeit massiv verstärkt (Holz et al. 2005). Dieser Prozess kumuliert dann durch die soziale Selektion im dreigliedrigen Schulsystem weiter: Auf diese Weise produziert die bundesdeutsche Gesellschaft in zunehmendem Maße „Kellerkinder“ (Klaus Klemm), die ohne oder mit abgewertetem Hauptschulabschluss auf den Arbeitsmarkt treten und dort zunehmend ohne Chance auf eine existenzsichernde Berufsperspektive sind. Wenn kein einziger Abgänger des letzten Jahrgangs der Rütli-Hauptschule eine Lehrstelle bekam, Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit bei den Jugendlichen dominieren, ist Gewalt im Schulalltag und Lernverweigerung mit der Begründung „Ich werde eh Hartz IV“ eben auch nicht verwunderlich.

Der Vergleich mit den Entwicklungschancen nicht armer Kinder zeigt gleichwohl, dass Beeinträchtigungen und Auffälligkeiten von Kindern frühzeitig und dauerhaft vermeidbar sind. Das setzt allerdings eine Politik und Praxis aller gesellschaftlichen Akteure voraus, die passgenauen Präventionsstrategien, beginnend mit der Schwangerschaft und der gezielten Frühförderung der Kinder ab ihrer Geburt uneingeschränkte Priorität einräumt. Vornehmlich sind es Betreuungs-, Bildungs- und Hilfesysteme, die mit ihren Konzepten und Hilfsangeboten auf den Tatbestand reagieren müssen, dass in der bundesdeutschen Gesellschaft eine stetig wachsende Zahl von Kindern heranwächst, deren Eltern selbst zeitlebens keinen beruflichen Abschluss erlangen mit allen Konsequenzen, die daraus für die Lebens- und Bildungschancen dieser Kinder erwachsen. Vielfältige Projekte und Modellversuche, wie sie vor Ort erprobt werden, um diesen Entwicklungen wirkungsvoll und frühzeitig zu begegnen, gilt es in die Regelpraxis zu übertragen und durch adäquate politische Rahmenbedingungen auf allen föderativen Ebenen zu flankieren. Schließlich gilt es das Bewusstsein darüber zu schärfen, dass die Schaffung von Resilienzfördernden Kontextbedingungen immer auch eine Zukunftsinvestition darstellen.

Kooperatives und interdisziplinäres Arbeiten als erklärtes Ziel einer stärkeren öffentlichen und professionellen Verantwortlichkeit für Kinder und deren Eltern meint in diesem Zusammenhang mehr als die Abstimmung der Zusammenarbeit verschiedener Dienste unter Beibehaltung einer selbst definierten Zuständigkeit und auch mehr als die Regelung von Schnittstellen und Zuständigkeiten. Es geht ebenso um die gegenseitige Anerkennung der

Vielfältigkeit und Wertschätzung der je anderen Fachlichkeit und zwar „auf gleicher Augenhöhe“ und um die gemeinsame eindeutige Klärung der zu bearbeitenden Problematik. An die Stelle des Abarbeitens von Vorgaben hätte die Entwicklung von bedarfs- und passgenauen Konzepten zu treten bei Berücksichtigung der jeweiligen Kontextbedingungen vor Ort. Zugleich ist es erforderlich, Erfolgsbewertungen und Qualifizierungsmaßnahmen gemeinsam vorzunehmen.

Ziel dieser Strategie muss es sein, eine stabile kindheits- und familienbegleitende Präventionskette aus professionellen Hilfen, semiprofessioneller Unterstützung und ergänzender Laienkompetenz (z. B. Vorleseprojekte in Kitas durch ehrenamtlich tätige SeniorInnen) zu knüpfen.

Nachfolgend werden resilienzstärkende Maßnahmen benannt, die wesentlich zu einer frühen Förderung und Bildung von Kindern aus Familien in armen und prekären Lebenslagen beitragen können und durch Bund, Länder und Kommunen voranzubringen sind.

- *Hausbesuche und aufsuchende Familienhilfen nach der Geburt eines Kindes*
Dadurch sollen Mütter und Väter im Übergang zur Elternschaft systematisch erreicht, begleitet und gestärkt werden. Hebammen, Kinderärzte, Mütterpflegerinnen und Familienhelferinnen übernehmen diese Funktionen und kooperieren mit bestehenden Diensten und Hilfesystemen vor Ort. Dieses koordinierte Vorgehen zielt auch darauf ab, dass bei Säuglingen und Kleinkindern bestehende Förderbedarfe möglichst frühzeitig erkannt und entsprechende Maßnahmen eingeleitet werden können.
- *Bildungs- und Kursangebote für junge Eltern*
Solche Angebote sind niedrigschwellig zu konzipieren und an geeigneten Orten bzw. Institutionen wie an bestehenden Gesundheitsdiensten etc. anzusiedeln. Vertrauenspersonen wie Pfarrer, Ausländerbeauftragte, Vertreter von Jugend-, Sozial- und Gesundheitsämtern übernehmen diese Aufgabe, über bestehende Angebote immer wieder zu informieren und zu ihrer Inanspruchnahme zu ermutigen. Wiederkehrende Initiativen sind gefragt und als eine professionelle Aufgabe verschiedenster Akteure zu betrachten, die zur Förderung von Resilienz bei Kindern und Jugendlichen beitragen.
- *Erhöhung der Nutzung von Vorsorge- und Reihenuntersuchungen*
Mütter werden bereits während der Schwangerschaft über Notwendigkeit und Vorteile der regelmäßigen Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen aufgeklärt und durch Einladungs- und Erinnerungsschreiben, die gegebenenfalls mehrsprachig abzufassen sind, aufgefordert, im Interesse ihrer Kinder diese Termine einzuhalten. Wenn diese Strategie ohne Erfolg bleibt, erfolgt eine aufsuchende Beratung durch MitarbeiterInnen des öffentlichen Gesundheitsdienstes oder des Jugendamts bzw. durch Personen, die die betreffenden Eltern in der ersten Lebensphase ihres Kindes professionell begleitet haben.
- *Weiterentwicklung von Kindertagesstätten zu Familienzentren nach dem Vorbild der englischen Early-Excellence-Centres*
Insbesondere in belasteten Stadtteilen ist gerade die Kita ein Ort, an dem Eltern ohne stigmatisiert zu werden, andere Eltern treffen können und ihnen Erzieherinnen bei

vielen Fragen der Alltagsorganisation und Alltagsbewältigung beratend zur Seite stehen. Da Erzieherinnen des Kita in der Regel einen guten Einblick in die Lebensverhältnisse der ihnen anvertrauten Kinder haben, bietet es sich an, Eltern an diesem Ort Bildungsangebote zu Fragen der Kindererziehung, der Haushaltsführung, der Ernährung und Gesundheit bereitzustellen, um entsprechende Kompetenzen zu stärken und die Eltern selbst aus ihrer Isolation herauszuholen. Diese Angebote sollten aber auch für all jene Eltern und deren Kinder zugänglich sein, die keine Kindertagesstätte besuchen und vorhandenen Hilfsangebote vor Ort nicht nutzen. Das kann durch eine verbindliche Kooperation mit den im Stadtteil vorhandenen sozialen und familienbezogenen Diensten erreicht werden und zielt auf die Entfaltung einer Kultur des „Aufeinander-Achtens“.

- *Aufbau und Vernetzung von sozialräumlichen Hilfesystemen*
Obwohl es in der Fachöffentlichkeit einen breiten Konsens über die Notwendigkeit zur Kooperation zwischen verschiedenen Diensten gibt, scheitert diese Bestrebung in der Realität sehr oft an versäultem Verwaltungshandeln, einer ressortgebundenen Finanzierung von Projekten oder auch schon an der Befürchtung, das eigene Profil oder gar die Existenzberechtigung zu verlieren. Deshalb ist es dringend erforderlich, einen Verständigungs- und Kooperationsprozess entlang der Leitfrage zu entwickeln, wie Kindern und ihren Eltern in benachteiligten Lebenslagen eine bestmögliche und individuelle Unterstützung im Sozialraum gewährt werden kann. Dieser Prozess erfordert klare und verbindliche Regeln der Kooperation zwischen allen Beteiligten mit dem Ziel, ein integriertes Gesamtkonzept der kurzen Wege zu entwickeln, in dem die vor Ort bestehenden Angebote bedarfsorientiert aufeinander bezogen und keinesfalls konkurrierende Angebote vorgehalten werden.
- *Qualifizierung und Weiterbildung von Fachkräften*
Aufgrund der vielfältigen neuen Anforderungen an die professionelle Begleitung von frühkindlicher Förderung und Bildung von Kindern aus benachteiligten Herkunftsmilieus ergeben sich schließlich Konsequenzen für die Qualifizierung und die Weiterbildung der in diesem Prozess zusammenwirkenden Fachkräfte. So ist ihre Sensibilisierung und die Vermittlung von Kenntnissen über gesellschaftliche Strukturveränderungen (Armutsentwicklung, Strukturwandel von Familie und Kindheit) ebenso erforderlich wie der Zugang zu neuesten Ergebnissen der neurobiologischen, entwicklungspsychologischen und Resilienz-Forschung. Schließlich erfordert auch die Kooperation mit semiprofessionellen MitarbeiterInnen und Laien bzw. die Zusammenarbeit mit VertreterInnen anderer Hilfesysteme eine hoch professionelle Arbeit, die auf eine entsprechende Qualifizierung fußt.

5. Fazit

Es wurde deutlich, dass es nicht „die“ Haushalte in armen und prekären Lebenslagen gibt, sondern typische, aber sehr unterschiedliche Konstellationen von Armut, verstanden als messbarer „prekärer Wohlstand“ mit einem jeweils ganz spezifischen Hilfe- und Beratungsbedarf, der in den herkömmlichen Hilfesystemen bisher keineswegs hinreichend gegeben ist und schon gar nicht unter Einbeziehung der Ressourcen dieser Haushalte und ihrer Mitglieder, was den Grundsatz der Sozialen Arbeit „Hilfe zur Selbsthilfe“ konterkariert.

Das Projekt hat begründet nachweisen können, dass einer familien- und haushaltsbezogenen Bildung, die sich an den Alltagsproblemen und den lebensnotwendigen Bedarfslagen von Kindern und Erwachsenen, kranken und pflegebedürftigen Familienangehörigen entlang des Lebensverlauf orientiert, der Vorbereitung der jungen Generation auf das Erwerbsleben nicht nachstehen darf.

Im Gegenteil: Die Vermittlung von Daseinskompetenzen für die komplexe Alltagsgestaltung im Rahmen einer haushalts- und familienorientierten Bildung und Beratung für beide Geschlechter - und zwar biographisch der Berufsausbildung vorgelagert bzw. parallel - ist nachweislich ein entscheidender Beitrag zur primären bzw. sekundären Armutsprävention, indem ein kompetenter Umgang mit Belastungen und Stressoren erlernt werden kann. Bildung von Anfang in diesem weit gefassten Sinne fördert die Resilienz von Kindern und Jugendlichen in armen und prekären Lebenslagen und ermöglicht eine aktive Lebensbewältigung entlang ihrer Biographie. Um diese Dimension der Alltagsversorgung müssen schulische, aber auch sozialpädagogische Hilfs- und Unterstützungsangebote in Deutschland erweitert werden. Die Ergebnisse dieses haushaltswissenschaftlichen Armutsprojekts legen eine entsprechende Konsequenz nahe: Die derzeit vorherrschende Trennung von hauswirtschaftlichen, pädagogischen und psychologischen Dienstleistungen in der Praxis der sozialen Arbeit zur Unterstützung von Familienhaushalten in armen und prekären Lebenslagen müssen dringend zugunsten von ganzheitlichen und nachhaltigen Verbundlösungen zur Daseinsvorsorge abgelöst werden. Das bedeutet Kooperation und Vernetzung aller Professionen und Ehrenamtlichen mit dem Ziel, Hilfs- und Unterstützungsangebote „aus einer Hand“ bereitzustellen, die zudem die vorhandenen mentalen und alltagsrelevanten Ressourcen der Betroffenen in dringend benötigte alltagsunterstützende Dienste einbinden.

Insgesamt zeigt sich, dass Präventionskonzepte und anvisierte Maßnahmen ihrer Umsetzung mit dem Ziel, Kinder und ihre Eltern dabei zu unterstützen, Widerstandkräfte zu entwickeln und Bewältigungskompetenzen aufzubauen, von den Erkenntnissen der Resilienzforschung in vielfältiger Hinsicht profitieren können. Bei aller Bedeutung, die dabei der persönlichen Disposition von Kindern und ihren Eltern zukommt, greift eine lediglich auf das Kind und/oder die Eltern zentrierte Perspektive zu kurz. Es sind ebenso die im Sozialraum angesiedelten Institutionen, die als strukturgebende und resilienzfördernde oder -behindernde Instanzen wirken, aber auch Erzieherinnen oder Lehrer, die als emotional stützende Bezugspersonen eine wichtige resilienzstärkende Rolle einnehmen können oder aber dabei versagen. „Es stellt sich somit nicht nur die Frage, wie man das jeweilige Kind, sondern vor

allem auch wie man sein Umfeld fit machen kann.“ (Lanfranchi, 2006, S. 128) So ist es bei gravierenden Belastungen, etwa im Haushalt einer alleinerziehenden Migrantin, deren Aufenthaltsbewilligung abgelaufen ist, bei Langzeitarbeitslosigkeit eines alkoholabhängigen Familienvaters oder bei Personen mit Foltertrauma wenig zielführend, allein auf die Aktivierung von elterlichen Ressourcen zu setzen. Vielmehr ist hier gleichermaßen die professionelle Aktivierung außerfamilialer Mediatoren im Umfeld gefragt. Es geht um die Schaffung eines organisatorischen Rahmens, der alle Kinder stärkt, nicht um die Erzieherin oder den Lehrer als Einzelkämpfer(in) für einzelne Kinder in einem ansonsten „neutralen“ Umfeld. Das beginnt nicht erst in der Schule, sondern muss so früh wie möglich einsetzen. Benachteiligte Kinder und ihre Eltern von Anfang an heranzuführen an resilienzstärkende Angebote ist nicht zu verwechseln mit der Verstaatlichung der elterlichen Erziehungs- und Bildungsverantwortung. Vielmehr geht es im Sinne einer systemischen Verkoppelung von familialer Lebenswelt und öffentlichem Sozialraum um neue Erziehungs- und Bildungspartnerschaften, die wertschätzend, unterstützend und aktivierend vorgehen. Gerade für benachteiligte Kinder exzellente Bedingungen zu schaffen, die ein gedeihliches Aufwachsen ermöglichen, ist eine der großen Herausforderungen für alle professionellen Vertreter im öffentlichen Raum. Beispielgebend sind hier die seit 1997 bestehenden Early Excellence Centers in Großbritannien, die für Kinder und Eltern in der Kindertagesstätte selbst niedrigschwellig vielfältige Angebote der Elternbildung, der Beratung und Vernetzung zu anderen Hilfen vorhalten und inzwischen auch in Deutschland erprobt werden (Wustmann, 2004, S. 144). Resilienz entsteht in emotional sicheren Begegnungen und Beziehungen, die gerade arme Kinder und ihre Eltern oft gleichermaßen nötig haben. Wenn familienergänzende Einrichtungen wie Kindergarten, Schule oder Jugendzentrum und ihr Personal Kindern und ihren Eltern in belastenden Lebenssituationen so etwas wie eine „strukturelle zweite Heimat“ (Lanfranchi, 2006, S. 135) bieten, erweisen sie sich als wichtiger Schutzfaktor. Dagegen sind diese Einrichtungen für arme Kinder und Familien ein Risiko, wenn früh selektiert wird, fachliche Qualitätsstandards nicht eingehalten werden und der politische Wille für eine entsprechende Prioritätensetzung bei Investitionen fehlt.

Verwendete und weiterführende Literatur:

Ahnert, L. (2003): Frühe Kindheit: Bindungs- und Bildungsgrundlagen. In: frühe kindheit. die ersten sechs Jahre, Heft 5, S. S. 9-12

Chassè, K. A./ Zander, M./ Rasch, K. (2003). Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Leske und Budrich. Opladen

Eggen, B. (2004). Ökonomische Situation der Familien in Deutschland. Expertise für den 7. Familienbericht der Bundesregierung, Stuttgart

Holz, G. et al (2005). Zukunftschancen für Kinder. Wirkung von Armut bis zum Ende der Grundschulzeit. Endbericht der 3. AWO-ISS-Studie, Bonn/Berlin/Frankfurt

Klocke, A. (1998). Reproduktion sozialer Ungleichheit in der Generationenfolge. In: Berger, P. A., Vester, M. (Hg.): Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen, Opladen, S. 211-251

Lanfranchi, A. (2006). Resilienzförderung von Kindern bei Migration und Flucht. In: R. Welter-Enderlin & B. Hildenbrand (Hrsg.), Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg

Lange, A./Lauterbach, W./ Becker, R. (2002). Armut und Bildungschancen. In: Butterwegge, C./Klunt, M. (Hg.): Kinderarmut und Generationengerechtigkeit, S. 153-170

Laucht, M. et al (1999). Was wird aus Risikokindern? Ergebnisse der Mannheimer Längsschnittstudie im Überblick. In: Opp, G./Fingerle, M./Freitag, a.(Hrsg.): Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, München, S. 71-93

Ludwig, M./Leisering, L./Buhr, P. (1995). Armut verstehen. Betrachtungen vor dem Hintergrund der Bremer Langzeitstudie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 1995, B 31-95, S. 24-34

Mayr-Kleffel, V. (1991). Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Opladen

Meier, U./Preuße, H./Sunnus, E. (2003). Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen. Wiesbaden

Pellander, F. (2003). ERIK – Zusammenarbeit hilft vorbeugen. In: AWO Bezirksverband Niederrhein (Hg.): Kleine Kinder Große Chancen. Initiativen und Netzwerke zur Armutsprävention bei Kindern und Familien, S. 36-58.

Schlevogt, V./Nowak, I. (2003). Mo.Ki – Monheim für Kinder. In: AWO Bezirksverband Niederrhein (Hg.): Kleine Kinder Große Chancen. Initiativen und Netzwerke zur Armutsprävention bei Kindern und Familien, S. 25-33.

Spangenberg, N. (1994). „Mitten in der erregendsten Fülle machtlos entbehren zu müssen.“ Die Auswirkung von Armut auf die familiäre Situation. In: psychosozial, 17. Jahrgang, Heft 3, S. 71-85.

VfK = Verein für Kommunalwissenschaft e. V. (2005). Wer steuert die Kinder- und Jugendhilfepolitik? Ein Streitgespräch zwischen Fachexperten. In: Verändertes Kinder- und Jugendhilferecht und seine Auswirkungen auf die Praxis, Berlin, S. 274-289.

Werner, E.E. & Smith, R.S. (1992). Overcoming the odds: High risk children from birth to adulthood. Ithaca, New York: Cornell University Press.

Werner, E. E. (2006). Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen – und was man daraus lernen kann. In: R. Welter-Enderlin & B. Hildenbrand (Hrsg.), Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg

Wustmann, C. (2004). Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Weinheim/Basel

Zimmermann, G. H. (2000). Ansätze zur Operationalisierung von Armut und Unterverorgung im Kindes- und Jugendalter. In: Butterwegge, C. (Hg.): Kinderarmut in Deutschland, Frankfurt a. M.

ZUMA = Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (2005): Relative Armut und Konzentration von Einkommen deutlich gestiegen. In: ISI, 33, S. 1-6

Kurzlebenslauf

Prof. Dr. Uta Meier, geb. 1952; 1972-1975: Studium der Ökonomie und Soziologie in Ostberlin; 1978: Promotion zu einem industriesoziologischen Thema; 1986: Dissertation B (vergleichbar der Habilitation nach Einigungsvertrag) als Familiensoziologin an der Humboldt-Universität zu Berlin, wissenschaftliche Tätigkeit am Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der ehemaligen DDR; 1990-1994: als wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut e.V. in München tätig; 1991-1992 zweiseimestrige Lehrstuhlvertretung am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität in München, vergleichende Sozialstrukturanalyse im vereinten Deutschland und Geschlechterungleichheit nach der deutschen Vereinigung; 1993-1998 Bundesvorsitzende von Pro Familia; März 1994: Berufung auf den Lehrstuhl für Wirtschaftslehre des Privathaushalts und Familienwissenschaft am Institut für Wirtschaftslehre des Haushalts und Verbrauchsforschung der Justus-Liebig-Universität Gießen; Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (1994-2003), Vorsitzende des Fachausschusses "Strukturwandel des Haushalts der Deutschen Gesellschaft für Hauswirtschaft" (2002-2004), Mitglied der Enquete-Kommission "Bildung und Erziehung" des Thüringer Landtags (2002-2004); seit Febr. 2003: Mitglied der Sachverständigenkommission zur Erstellung des 7. Familienberichts der Bundesregierung; 2004-2005 Leiterin der Arbeitsgruppe „Lebensstandard“ im Rahmen der Erarbeitung des Nationalen Aktionsplans „Für eine kindergerechte Welt“ der Bundesregierung, seit Dez. 2002: Vizepräsidentin der Deutschen Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft, seit Juli 2003: Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Jugendinstituts in München e.V., externe Expertin der Gemeinschaftsinitiative EQUAL bei der Europäischen Union, Mitglied der Sachverständigenkommission zur Erstellung des 7. Familienberichts der Bundesregierung (2003-2005), Mitglied der Enquete-Kommission „Demographischer Wandel“ des Saarländischen Landtags (2006-2009)

Aktuelle Forschungsprojekte:

Studieren und Forschen mit Kind, gefördert durch die Hessen-Stiftung „Familie hat Zukunft“ (2004-2008), Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum – der Essalltag in Familienhaushalten mit berufstätigen Müttern, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (2004 – 2007), Entwicklung eines Datenmodulsystems zur Qualifizierung von kommunalen Armuts- und Sozialberichterstattungsvorhaben, gefördert durch den Magistrat der Stadt Gießen ((2004-2006), Entwicklung von Indikatoren zu frühkindlichen Bildung als Modulbaustein zur Erstellung eines Sozialberichts für die Stadt Paderborn, gefördert durch die Bertelsmann-Stiftung (2006-2007), Konsummuster älterer Frauen (2006), gefördert durch das Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen

Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Familien-, Haushalts- und Geschlechtersoziologie, Nachhaltiges Haushalten, Armuts- und Zeitforschung,